

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Florenca, Bonelli
Der Duft der Orchidee

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Prolog

Vor der Küste von Buenos Aires, Januar 1914

Micaela trat an die Reling, um ein paar Minuten für sich zu sein. Die Aussicht war nicht besonders: ein trüber Fluss und eine Küste, die noch nicht vollständig zu erkennen war. Doch je näher das Schiff kam und je deutlicher alles hervortrat, desto aufgeregter wurde sie.

Seit fünfzehn Jahren war sie nicht mehr in Argentinien gewesen. Es war ihre Heimat, aber sie befürchtete, dass sie sich nicht mehr zu Hause fühlen würde. Es war viel passiert seit dem Tag, als Mamá Cheia sie auf den Passagierdampfer gesetzt hatte, der sie in die Schweiz bringen sollte. Sie war jetzt ein anderer Mensch, nicht mehr das achtjährige Mädchen von damals.

Ihr Leben schien in geordneten Bahnen zu verlaufen, aber Micaela wusste, dass noch viele Fragen offen waren. Sie war ständig von einer inneren Unruhe getrieben, die ihr das Gefühl gab, dass etwas fehlte. Sie lächelte bitter. Wer konnte sich vorstellen, dass »der Göttlichen« etwas fehlte? Für den Rest der Welt war sie eine glückliche Frau.

Weshalb kehrte sie nach Argentinien zurück? Was zog sie noch dorthin? Sie wusste es nicht; eine unsichtbare Kraft hatte sie zur Rückkehr getrieben, sie förmlich hierher gezogen. Nach Emmas Tod hatte sie nicht lange überlegt, die Schiffspassage gebucht und war nach Buenos Aires abgereist. Ihre Freunde waren der Meinung, sie brauche ein wenig Abstand.

»Ah! Mademoiselle Urtiaga, da sind Sie ja!« Der Kapitän des Schiffes riss sie aus ihren Gedanken. »Ich suche Sie schon die ganze Zeit.«

»Ich bin an Deck gegangen, um ein wenig frische Luft zu schnappen und die Aussicht zu genießen«, erklärte Micaela ohne große Begeisterung. Die Avancen des Kapitäns gingen ihr auf die Nerven.

»Waren Sie länger nicht mehr in Buenos Aires?«, erkundigte sich der Mann.

»Über fünfzehn Jahre. Eine lange Zeit, nicht wahr?«

»Allerdings. Sie werden die Stadt nicht wiedererkennen. Buenos Aires hat sich sehr verändert.«

»Das sagte man mir. Kommen Sie oft her?«

»Ein-, zweimal im Jahr. Und jedes Mal hat es sich verändert. Den Kolonialstil, der das Stadtbild früher prägte, ist fast völlig verschwunden. Jetzt erinnert Buenos Aires eher an eine europäische Stadt. Es gibt große Stadthäuser und breite Alleen mit schattigen Bäumen. Das alte Rathaus hat sehr unter dieser Entwicklung gelitten. Manche beschwerten sich, aber die Regierung hört nicht auf sie. Wie wird das erst, wenn die *Porteños* sogar eine Untergrundbahn haben!«

Micaela sah ihn überrascht an. Als jemand nach dem Kapitän rief, entschuldigte dieser sich und ließ sie allein. Micaela sah wieder zur Küste herüber. Bald würden sie anlegen. Ihr Herz pochte heftig. Mittlerweile konnte sie es kaum noch erwarten, an Land zu gehen. Sie freute sich auf Mamá Cheia und Gastón, die einzigen beiden Menschen, die ihr wirklich etwas bedeuteten.

Traurig blickte sie auf das gekräuselte Wasser des Flusses. Bittere Erinnerungen kamen in ihr hoch. Und die schlimmste von allen war untrennbar mit Buenos Aires verbunden.

1. Kapitel

Buenos Aires, Mai 1899

An diesem Samstag hatten die Kinder der Urtiagas schon den ganzen Tag ihre Mutter sehen wollen. Gastón war bockig und wollte weder seine Milch noch seinen Lebertran trinken. Micaela, die Folgsamere, verschwand in ihrem Zimmer und kam nicht wieder heraus.

Sie waren noch klein und verstanden nicht, warum ihre Mama immer im Bett lag. Auf dem Nachttisch standen unzählige braune Fläschchen, Ärzte gingen ein und aus, ihr Vater sah verzweifelt aus. Und nun kam noch diese Migräne hinzu, die ihr das Leben zur Hölle machte.

Um kurz vor sieben Uhr abends fand Cheia, die schwarze Kinderfrau, dass nun ein guter Moment wäre, damit Micaela und Gastón die Herrin besuchten, und sagte ihnen Bescheid. Die Kinder stürmten zum Schlafzimmer ihrer Mutter. Cheia, die nicht mehr die Jüngste und recht füllig war, folgte ihnen keuchend.

»Seid ihr von Sinnen, Kinder! Grundgütiger Himmel! Nicht so ungestüm! Eurer Mutter platzt ja der Kopf!«

Als Cheia vor dem Zimmer der Hausherrin ankam, stand die Tür sperrangelweit offen. Die Kinder waren schon hineingelaufen, aber drinnen war niemand zu sehen. Sie ging zum Badezimmer, und als sie durch die Tür trat, bot sich ihr ein schrecklicher Anblick: Señora Isabel lag mit aufgeschnittenen Handgelenken in

der Badewanne. Die Kinder betrachteten sie mit weit aufgerissenen Augen.

Cheias Schrei riss die Kinder aus ihrer Erstarrung. Der kleine Gastón begann ebenfalls zu schreien, riss sich von der Hand seiner Schwester los und rannte davon.

Micaela starrte reglos auf ihre Mutter. Das blutrote Wasser lief über und tropfte ihr beinahe auf die Schuhspitzen. Die Augen des Kindes wanderten zwischen Isabels wächsernem Gesicht und dem Messer hin und her, das auf dem Fußboden lag. Wie in Trance hörte sie weder Cheias Wehklagen, noch merkte sie, dass sie Gastón nicht mehr an der Hand hielt und sich die Dienstboten in der Tür drängten. Sie trat näher an die Wanne, um ihre Mutter aufzuwecken.

»Nein, Micaela, nicht!«

Das Mädchen merkte, wie es gepackt und weggezogen wurde. Sie strampelte, schrie und schlug um sich wie von Sinnen, doch Cheia legte den Arm um sie und schob sie hinaus.

Micaela hatte ihre Mutter nie anders gekannt als bettlägerig, kränkelnd und schwermütig. Die lebenslustige, schöne Schauspielerin Isabel war für sie nur eine Legende, der sie fasziniert lauschte. Man hatte ihr erzählt, ihre Mutter habe das Publikum auf der Bühne mit ihren Tränen zum Weinen gebracht, mit ihren Scherzen zum Lachen und mit ihrer Schönheit zum Seufzen. Wer sie gesehen habe, sei als anderer Mensch aus dem Theater gekommen; Isabel habe die Menschen in ihrem tiefsten Inneren berührt. Das Publikum hatte sie geliebt.

Der junge Rafael Urutiaga hatte sie auf dem Höhepunkt ihrer Karriere kennengelernt, als sie das Publikum im Politeama-Theater jeden Abend zu Begeisterungstürmen hinriss. Rafael hatte Erfolg bei ihr – ein Dandy aus der feinen Gesellschaft von Buenos Aires, wie er einer war, mit besten Beziehungen und Verbindun-

gen, bekam immer, was er wollte. Und er wollte sie, unbedingt. Ein Freund hatte sie eines Abends nach der Vorstellung miteinander bekannt gemacht.

Isabel hatte ihn mit ihrer lebhaften Art in Bann gezogen und mit ihrer Schönheit verzaubert. Rafael liebte sie vom ersten Tag an, und auch sie gab sich ihm mit derselben Leidenschaft hin, mit der sie alles tat. Mehr noch: Sie war verrückt nach ihm.

Kurz darauf heirateten sie. Keiner der Urtiagas gab seine Zustimmung. Die Hochzeit war ein Familienskandal. »Eine Schauspielerin!«, gifteten sie, aber im Kopf hatten sie das Wort »Hure«.

Das Ehepaar blieb einige Jahre kinderlos, sehr zur Empörung der Damen der Familie. Aber Isabel wollte auch weiterhin auftreten, und da wäre ein Baby ein Hindernis gewesen. Rafael hatte Verständnis; er war sicher, dass mit der Zeit Muttergefühle in ihr erwachen würden.

Rafael und Isabel waren Ehepartner, Liebende, Freunde, Gefährten, Kameraden, die perfekte Verbindung von Mann und Frau. Beide lebten ihr eigenes Leben und teilten doch alles miteinander. Sie trat weiterhin im Theater auf, er verwaltete seine Landgüter. Trotz allem fanden sie immer Zeit für Zweisamkeit.

Bis Isabel schwanger wurde. Ihre Schwangerschaft war von Anfang an eine Qual und ging mit Übelkeit, Erbrechen und Ohnmachten einher. Ihre Fußknöchel und Hände schwellen an, der Blutdruck stieg in schwindelerregende Höhe. In den letzten Monaten war der Bauchumfang gewaltig, und alles tat ihr weh, so dass sie das Gefühl hatte, gleich auseinanderzubrechen. Sie nahm zu und verlor ihre Figur. Ihre Teint wurde fleckig und ihr blondes Haar stumpf.

Die Urtiaga-Zwillinge kamen am 6. Mai 1891 zu früh zur Welt. Sie waren winzig klein und wogen kaum etwas. Sie erhielten die Namen Micaela und Gastón.

Nach der schweren Geburt hielten es der Arzt und die Heb-

amme für angeraten, die Patientin erst einmal ruhigzustellen. Blass und kraftlos wegen des hohen Blutverlusts, schlief Isabel mehrere Tage durch, betäubt von einem Opiumgemisch.

Eine eigens angestellte Krankenschwester strich ihr die Milch aus und gab sie den Kindern. Doch bald wurde die Milch knapp, und die Zwillinge brüllten vor Hunger. Die Krankenschwester versuchte es mit Eselsmilch, aber die mochten sie nicht und erbrachen sie meist wieder.

»Die Herrin hat keine Milch mehr, Herr Rafael. Es wird das Beste sein, wenn Sie eine Amme einstellen«, riet ihm die Frau, besorgt um die Gesundheit der Neugeborenen.

»Ja, ist gut«, antwortete Urtiaga gleichgültig. »Tun Sie, was Sie für richtig halten.«

Graciela oder Chela, wie sie genannt wurde, war ein schwarzes Mädchen aus Uruguay, das gerade sein knapp einwöchiges Baby verloren hatte. Sie war wie benommen vor Trauer und Verbitterung. Am liebsten wäre sie mit dem Kind gestorben. Ein befreundeter Pfarrer, Padre Miguel, war ihr Stütze und Trost. Gott habe dem kleinen Miguelito das Leid dieser Welt ersparen wollen, sagte er ihr, deshalb habe er ihn zu sich genommen und zum Engel gemacht.

Am Tag nach der Beerdigung kam der Priester mit einer Ausgabe der Zeitung *La Nación* ins Pfarrhaus und las Chela begeistert vor: »»Amme gesucht. Calle Paseo de Julio, 424.« Wie findest du das, Chela? Mit der vielen Milch, die du hast, könntest du doch ein anderes Baby nähren, das sie dringend bräuchte.«

Noch am selben Morgen gingen Chela und der Pfarrer zum Gesundheitsamt und beantragten das Zertifikat zur Bescheinigung der Stillfähigkeit. Die Fürsprache des Priesters beschleunigte den Vorgang ein wenig, und nach einigen Tagen besaß Chela die schriftliche Genehmigung, dass sie fremde Kinder stillen durfte.

Gleich danach wurde sie in der Calle Paseo de Julio vorstellig. Es war eine eindrucksvolle alte Villa im Kolonialstil. Ein Hausmädchen öffnete und bat sie, im Vestibül zu warten. Nach kurzer Zeit wurde sie von einer weißgekleideten Krankenschwester in einen Nebenraum gebeten, wo diese ein Gespräch mit ihr führte. Sie habe sich viele Ammen angesehen, erzählte sie, aber keine habe ihr zugesagt. Entweder habe ihr das Äußere nicht gefallen, oder ihre Papiere seien nicht in Ordnung gewesen, oder sie hätten keine Referenzen gehabt.

»Ich habe alles, Señorita«, versicherte Chela. »Ordentliche Papiere und Referenzen.«

Sie reichte der Frau die Umschläge – einen mit der Bescheinigung des Gesundheitsamts und einen weiteren mit einem Empfehlungsschreiben von Pfarrer Miguel. Die Krankenschwester war beeindruckt, insbesondere von dem Schreiben des Geistlichen. Außerdem gefiel ihr das Mädchen.

»In Ordnung. Du kannst gleich heute anfangen, wenn du willst.«

Chela war glücklich, trotz aller Trauer. Sie wusste, dass sie hier gut zurechtkommen würde.

»Die Urtiagas sind eine der reichsten und angesehensten Familien von Buenos Aires«, erklärte die Krankenschwester. »Du wirst dich also entsprechend benehmen müssen«, setzte sie streng hinzu.

»Wie heißt denn das Kleine, um das ich mich kümmern soll?«

»Die Kleinen, meinst du. Es sind zwei. Zwillinge.«

Chela konnte ihre Überraschung nicht verbergen. Für einen Moment bereute sie, die Stelle angenommen zu haben.

»Micaela und Gastón«, setzte die Krankenschwester unbeeindruckt hinzu.

Die Urtiaga-Kinder waren noch kein Jahr alt, als sie anfangen, »Mamá« zu ihrer Amme zu sagen. Der war das sehr unangenehm, vor allem in Anwesenheit des gnädigen Herrn Rafael. Sie brachte ihnen bei, sie »Mamá Chela« zu nennen. Daraus machten die Zwillinge »Mamá Cheia«, und dabei sollte es ihr Leben lang bleiben.

Micaela und Gastón füllten die Leere, die der Tod ihres Babys hinterlassen hatte. Ihre Milch war sehr gut, und die Kinder legten rasch an Gewicht zu. Außerdem spürten sie ihre mütterliche Wärme und hingen an ihr wie die Kletten. Sie wollten nur ihre »Mamá Cheia« und schrien, wenn Verwandte oder Freunde der Familie sie anfassten oder auf den Arm nehmen wollten. Sobald Rafael Cheia holen ließ, hörte das Weinen auf. Niemand schien sich daran zu stören, dass die schwarze Amme so großen Einfluss auf die Kinder hatte. Allerdings machten sich alle Sorgen um die Mutter.

Isabel ging es weiterhin nicht gut. Körperlich erholte sie sich dank der Medikamente, der Ruhe und regelmäßiger Mahlzeiten nach einer Weile wieder, doch seelisch ging es ihr immer schlechter, und kein Arzt konnte Rafael den Grund nennen.

»Es kommt häufig vor, dass Frauen nach der Geburt schwermütig werden. Aber machen Sie sich keine Sorgen, Herr Urtiaga, das gibt sich wieder.«

Doch die Zeit verging, und Isabels Zustand blieb unverändert. Sie lag im Bett, den Blick starr an die Decke gerichtet, oder saß stundenlang reglos vor dem Spiegel. Manchmal war ihr danach, die Kinder zu sehen. Dann zog Cheia ihnen rasch etwas Hübsches an, kämmte sie mit Kölnisch Wasser, brachte sie an Isabels Bett und setzte sie der Mutter auf den Schoß. Isabel küsste sie ein Weilchen, betrachtete und streichelte sie. Dann bat sie Cheia, sie wieder wegzubringen. Ihr Blick verlor sich wieder an der Decke, und sie verfiel aufs Neue in diese krankhafte Lethargie, die ihren Mann zur Verzweiflung brachte.

Sie konsultierten sämtliche Ärzte von Ruf, die es in Europa und den Vereinigten Staaten gab. Sogar bei einem Psychologen waren sie. Aber es nützte alles nichts, im Gegenteil: In den langen Zeiten der Abwesenheit aus Buenos Aires verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand noch mehr.

Die Kinder waren mittlerweile acht Jahre alt, und ihre Mutter war nach wie vor krank und in einer schweren Depression gefangen. Isabels Schwermut lastete bedrückend auf dem Haus am Paseo de Julio. Die Bewohner hielten den Blick gesenkt, alles ging schweigend und gedämpft vonstatten. Die Kinder durften nicht toben oder spielen. Sie begriffen nicht, was vor sich ging, wollten nur bei ihrer Mutter sein, aber man ließ sie nicht. Mit der Zeit gewöhnten sie sich daran, denn sie hatten ja Mamá Cheia, die sie verwöhnte. Aber Micaela und Gastón liebten Isabel trotzdem. Deshalb stürmten sie an jenem Samstag im Mai so glücklich in ihr Zimmer, als Cheia sie endlich zu ihr ließ. Doch da war Isabel schon tot.